

Opernglück mit Hindernissen

Das Festival Opera Riehen zeigt im Wenkenhof Vincenzo Bellinis Oper «Il Pirata» – eine Inszenierung nicht nur mit Stärken

VON ALFRED ZILTENER

Dass diese Oper kaum je auf unseren Bühnen erscheint, ist eigentlich nicht nachzuvollziehen. Vincenzo Bellinis im Jahr 1827 an der Scala di Milano uraufgeführtes Musikdrama «Il Pirata» ist ein grandioser Wurf, mit einer konzisen Dramaturgie und einer Partitur, die reich ist an zündenden Rhythmen und langen seelenvollen Kantilenen.

NUN HAT DAS FESTIVAL Opera Riehen die Tragödie um eine Frau zwischen zwei Männern und zwei Bürgerkriegs-Parteien in den Wenkenhof geholt (vgl. bz vom Donnerstag). Gespielt wird in der akustisch überraschend günstigen Reithalle. Das Publikum verteilt sich dabei links und rechts des Eingangs. Die Längsseite gegenüber dient als Bühne. Der kleine Alkoven mit dem mächtigen Cheminée mag dabei die mittelalterliche Burg evokieren, in welcher die Oper spielt.

Erzählt wird vom Liebespaar Imogene und Gualtiero, das durch Kriegswirren getrennt wird. Gualtiero wird im

Exil Pirat; Imogene muss den Sieger Ernesto heiraten. Durch Zufall treffen die beiden sich wieder, und die alten Leidenschaften führen direkt in die Katastrophe: Gualtiero tötet Ernesto im Duell und wird von dessen Anhängern hingerrichtet. Imogene endet im Wahnsinn.

DAS TEAM um den Schweizer Regisseur Reto Nickler nähert sich dieser Geschichte auf zwei Wegen: einerseits durch optische Aktualisierung, andererseits durch symbolische Überhöhung. Dabei ist allerdings kein Einfall zu banal, kein Effekt zu plump. Da bewerfen die Liebenden den Gatten schon mal mit ihren Schuhen und im Finale des ersten Akts beginnen Chor und Solisten ekstatisch zu zucken, und Gualtiero wird zum Rockstar mit Mikrofon in der Hand – abgedroschener gehts nun wirklich nicht.

In der Mitte der Spielfläche stehen zwei halbhohe Wände aus geborstenem Glas, Symbole des verlorenen Glücks. Sie sind Projektionsflächen für die Vi-

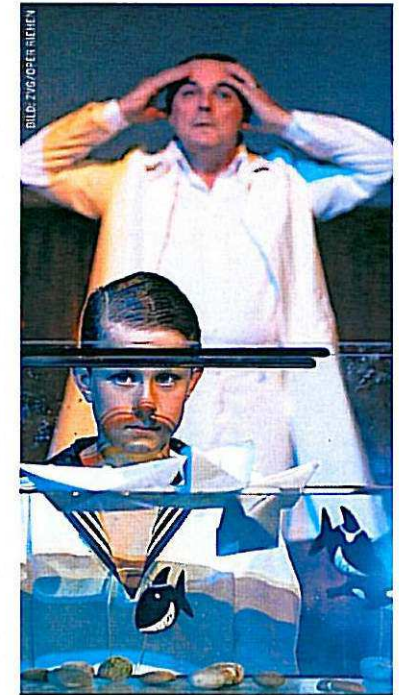
deos des opernerfahrenen Berliner Kollektivs «fettFilm», welche das Paar in geschmacklerischen Unterwasserbildern zeigen: Erinnerungen offenbar an gemeinsame Badeferien.

AN DER RÜCKWAND DES SAALS ist auch das Orchester aufgestellt – einen Orchestergraben gibt es ebenso wenig wie zur Zeit Bellinis. Das hat Folgen: Der Orchesterklang ist ungewohnt direkt, zu Beginn auch etwas grobschlächtig. Und er ist stellenweise schlicht zu laut, etwa wenn er in der Auseinandersetzung zwischen Imogene und Ernesto die Sänger überdeckt. Im Übrigen aber spielt das Basler Festival Orchester ganz ausgezeichnet, mit schönen Leistungen etwa bei den Holzbläsern. Und der Dirigent Jan Schultz lässt die Melodielinien weit ausschwingen, gibt den Rhythmen federnden Puls und bringt die an Rossini erinnernden Crescendi zu mitreissender Wirkung.

Bleiben die Sänger: Stanislas Kriener gestaltet Ernesto mit kernigem,

höhensicherem, in den Verzierungen und Kadenzen etwas steifem Bariton. Imogene ist die Sopranistin Alexandra Lubchansky. Sie verfügt über eine sicher geführte, leuchtkräftige Stimme, mit dramatischer Durchschlagskraft, aber auch der nötigen Geschmeidigkeit in den Koloraturen. Die Neigung zu metallischer Härte zu Beginn mag auch mit der Premierennervosität zusammenhängen, wie die Sängerin überhaupt erst im Laufe des ersten Aktes zu ihrer Figur zu finden schien. Ihre grosse Wahnsinnsszene am Schluss allerdings war dann ein Musterbeispiel erfüllten Belcanto-Gesangs.

DIE ENTDECKUNG des Abends war der junge Rumäne Cosmin Ifrim. Mit traumhaft schönem, frei fließendem Tenor gestaltet er einen leidenschaftlichen, ausdrucksstarken Liebhaber. Gemeinsam liessen die beiden im zweiten Akt allen Peinlichkeiten der Inszenierung zum Trotz das Publikum abheben ins vollkommene Opernglück.



Geschmacklerische Unterwasserbilder: Erinnerungen an gemeinsame Badeferien?